



Blickpunkt Lateinamerika

Das Magazin von Adveniat – Ausgabe 3 | 2020

GELD ERSCHAFFT KEIN LEBEN

Titel: Ungewisse Zukunft
für die Pataxó in Brasilien

LEBENSGRUNDLAGE ZERSTÖRT

Kolumbien: Eine kleine Gemeinde im
Kampf gegen den Bergbaukonzern



Liebe Leserinnen und Leser!



Stellen Sie sich einen Moment lang vor, die Wasserleitung bei Ihnen zu Hause bliebe trocken. Sie könnten nicht duschen, nicht waschen, nicht kochen, die Toilettenspülung nicht benutzen und keine Blumen gießen. Für die indigene Gemeinschaft der Pataxó, die am Ufer des Paraopeba lebt, ist das seit eineinhalb Jahren bittere Realität. Nachdem sich eine mit giftigen Schwermetallen verseuchte Schlammlawine in den Fluss ergossen hat, ist das Wasser ungenießbar. Der für die Katastrophe verantwortliche Bergbaukonzern Vale streitet die Verantwortung ab – es geht um viel Geld. Aber für die Pataxó geht es um mehr, es geht ums Überleben. (S. 6–13).

Dona Enedina hingegen muss sich um Wasser für ihre kleine Landwirtschaft keine Sorgen mehr machen. Die Fischereipastoral hat ihr dabei geholfen, eine Zisterne zu bauen – finanziell unterstützt von Adveniat. Mit Unternehmergeist und gegen alle Widerstände hat sich die Afrobrasilianerin aus der Armut herausgearbeitet (S. 14–16). Auch Laura Brito, Angehörige des indigenen Volkes der Wayuú in Kolumbien, ist eine Powerfrau. Sie kämpft unerschrocken gegen die Betreiber des in Lateinamerika größten Steinkohletagebaus El Cerrejón für das Recht der Anwohner auf Wasser. Denn El Cerrejón zapft tagtäglich mehrere Millionen Liter aus dem naheliegenden Fluss ab, während die Wayuú mit Trinkwasser versorgt werden müssen, weil der Fluss austrocknet. Für Kohle, die auch in Deutschland verstromt wird (S. 17–19).

Dabei ist der Zugang zu sauberem Wasser laut Beschluss der Vereinten Nationen ein Menschenrecht. Es liegt an uns, immer wieder darauf zu pochen, dass dieses Menschenrecht auch in Lieferketten eingehalten wird. Wasser ist kein Luxusgut, sondern lebensnotwendig.

Viel Freude beim Lesen wünscht Ihnen

P. Michael H.

Pater Michael Heinz SVD, Hauptgeschäftsführer

Nachrichten aus Lateinamerika 4

Titel

Geld erschafft kein Leben 6

Ungewisse Zukunft für die Pataxó in Brasilien

Reportage

Black Lives Matter 14

Brasilien: Dona Enedina wehrt sich

Reportage

Lebensgrundlage zerstört 17

Kolumbien: Eine kleine Gemeinde im Kampf gegen den Bergbaukonzern

Hintergrund

Die guten Bohnen gehen nach Deutschland 20

Faire Preise für Bio-Kaffee aus Honduras

Adveniat aktuell

22



Titel: Tánara Eloides vom Volk der Pataxó.



Rückseite: Marina Oliveira mit einem Pataxó-Mädchen am Ufer des Rio Paraopeba. Fotos: Florian Kopp

Der überwiegende Teil der Texte und Fotos in diesem Heft entstand vor den Corona-Lockdowns und Reisebeschränkungen für Lateinamerika und die Karibik.

Impressum

Herausgeber

Bischöfliche Aktion Adveniat e. V.
Abt. Öffentlichkeitsarbeit
Leiter: Christian Frevel

Redaktion Nicola van Bonn (verantw.)

Mitarbeit an dieser Ausgabe

Mitarbeit an dieser Ausgabe:
Knut Henkel, Philipp Lichterbeck,
Christina Weise

Unbenannte Artikel und Fotos

Adveniat

Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Lektorat Ulrike Anders

Layout und Grafik unikat GmbH, Wuppertal

Druck und Versand Ortmeier Medien

Dieses Heft wurde auf
100 % Recyclingpapier gedruckt.

Erscheinungsweise vierteljährlich

ISSN 1433 – 7568

Anschrift der Redaktion

Bischöfliche Aktion Adveniat e. V.
Redaktion Blickpunkt Lateinamerika

Gildefhofstraße 2, 45127 Essen
Tel.: 0201 1756-0; Fax: 0201 1756-111

blickpunkt@adveniat.de
www.adveniat.de

Spenden bitte auf unser Konto
bei der Bank im Bistum Essen,
IBAN: DE03 3606 0295 0000 0173 45
BIC: GENODE1BBE



Du lässt
die Quellen hervorsprudeln
in den Tälern,
sie eilen
zwischen den Bergen dahin.
Allen Tieren des Feldes
spenden sie Trank,
die Wildesel
stillen ihren Durst daraus.
An den Ufern wohnen
die Vögel des Himmels,
aus den Zweigen erklingt
ihr Gesang.
Du tränkst die Berge
aus deinen Kammern,
aus deinen Wolken
wird die Erde satt.

PSALM 104, 10–13

Anhänger des
Voodoo waschen
sich in den
Wasserfällen
von Saut-d'Eau,
Haiti. Foto:
Martin Steffen

KOLUMBIEN

Eine Ex-Guerillera an der Spitze des Senats

Die ehemalige Guerillera Griselda Lobo Silva alias Sandra Ramírez ist in Kolumbien zur neuen Vizepräsidentin des Senats gewählt worden. Eine gemeinsame Initiative aller Oppositionsparteien hatte die Wahl der ehemaligen Farc-Kämpferin am 21. Juli 2020 ermöglicht. „Meine Wahl ist eine Anerkennung des Friedensabkommens“, sagte Lobo Silva (56) der Tageszeitung „El Espectador“.

Vor vier Jahren unterzeichnete der damalige Präsident Juan Manuel Santos nach jahrelangen Verhandlungen einen weltweit beachteten Friedensvertrag mit der linksgerichteten Guerilla-Organisation Farc (Fuerzas Armadas Revolucionarias de Colombia) und wurde dafür mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet. Für die Guerilla öffnete sich damit nach ihrer Entwaffnung eine Tür zur politischen Teilhabe in Kolumbien.

Die ehemalige Guerillera Griselda Lobo Silva (Mitte). Foto: Tobias Käufer



Bekannter ist Lobo Silva unter ihrem Kampfnamen „Sandra Ramírez“, den sie während ihrer mehr als 35 Jahre währenden Zugehörigkeit zur Farc trug. Während dieser Zeit war Ramírez u.a. die Lebensgefährtin des Farc-Gründers Manuel Marulanda, der 2008 verstarb. Sie galt auch deswegen stets als eine der einflussreichen Frauen in der Guerilla-Bewegung, die den überwiegend von Männern gelenkten politischen Kurs der Farc mitbestimmte.

Lobo Silvas Wahl zur Senatsvizepräsidentin wird überschattet von einer Mordserie an ehemaligen Guerilla-Kämpfern, der seit 2016 bereits mehr als 200 Menschen zum Opfer gefallen sind. Wer dahinter steckt, ist unklar. Die Farc selbst vermutet eine systematische Attacke auf den Friedensprozess und wirft dem rechtsgerichteten Präsidenten Ivan Duque vor, den Frieden zerstören zu wollen. Andere werfen abtrünnigen Farc-Dissidenten vor, gezielt Rache gegenüber ehemaligen Kameraden zu üben.

Ihrem Heimatland verspricht Lobo Silva: „Wir werden den Frieden mit Händen und Füßen verteidigen.“ Auf Twitter kommentierte die Politikerin ihre eigene Wahl: „Das ist ein Triumph für den Frieden und ein Triumph für die Versöhnung. Danke an jene, die Vertrauen in mich gesetzt haben. Ein Handeln, das zeigt, dass der Frieden der Weg ist.“ (tk)

BRASILIEN

Waldbrände in Amazonien nehmen weiter zu

Trotz des Einsatzes tausender Soldaten ist die Zahl der Waldbrände in Amazonien auch im Juli weiter gestiegen.

Die Satelliten des staatlichen Instituts für Weltraumforschung (INPE), das seit den 1970er-Jahren den Zustand von Brasiliens Wäldern dokumentiert, registrierten 6.803 Feuer. Bereits für Juni waren gut 20 Prozent mehr Brände gezählt worden als im selben Monat des Vorjahres.

Im Sommer 2019 hatten die wachsende Abholzung und die Waldbrände am Amazonas für internationales Aufsehen und eine diplomatische Krise zwischen Brasilien und einigen westlichen Ländern geführt. Damit sich dieses Szenario nicht wiederholt, sind derzeit mehr als 3.000 Soldaten vor Ort im Einsatz. Aus Kreisen der staatlichen Umweltbehörden ist jedoch zu vernehmen, dass die Regierung den Kampf gegen die Zerstörung nicht ernst nehme.

Abholzung und Brände sind direkt miteinander verknüpft. Um Weidflächen für Vieh oder Platz für Ackerland zu schaffen, wird der Wald zuerst mit Motorsägen oder mit von Traktoren gezogenen Eisenketten zerstört. In der Trockenzeit, die im Mai einsetzt, wird das Holz dann entzündet. Laut INPE gibt es derzeit noch über 4.500 Quadratkilometer niedergerissenen Wald, der vermutlich demnächst abgebrannt wird. →

BRASILIEN

Befreiungstheologe Pedro Casaldáliga ist tot

Pedro Casaldáliga, spanischer Ordensmann und einer der profiliertesten Vertreter der Befreiungstheologie, ist tot. Der frühere Bischof von São Félix in Brasilien starb am 8. August 2020 im Alter von 92 Jahren in der Stadt Batatais im Bundesstaat São Paulo. Das Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat würdigte Casaldáliga als Kämpfer für die Rechte der Rechtlosen, der in Armut lebenden Landarbeiter und der indigenen Völker. „Dom Pedro hat das Ideal einer armen Kirche, das heute Papst Franziskus immer wieder einfordert, bereits seit Jahrzehnten gelebt. Wie prophetisch er damit war, wurde in der Kirche lange Zeit nicht ausreichend anerkannt und gewürdigt“, sagte Adveniat-Hauptgeschäftsführer Pater Michael Heinz.

Seit seiner Ankunft in Brasilien im Jahr 1968 lebte der spanische Claretiner in einer abgelegenen Urwaldregion im Teilstaat Mato Grosso. 1971 wurde er der erste Bischof der neu gegründeten Diözese São Félix. Von seinem Bischofssitz aus, einer kargen selbst gebauten Hütte, begann Casaldáliga sich für die von Großgrundbesitzern versklavten Landarbeiter und die Rechte der Indigenen einzusetzen.

Die politisch einflussreichen Großgrundbesitzer ließen die aufbegehrenden Landarbeiter einschüchtern oder gleich von Revolvermännern ermorden. Zwischen 1982 und 1987 zählte die Landpastoral 223 Tote in den Landkonflikten der Region. Casaldáliga selbst tauchte 2012 nach Morddrohungen für einige Monate unter.

Adveniat widmete dem engagierten Bischof und Projektpartner bereits 1972 eine Dokumentation mit dem Titel „Ich kann nicht

länger schweigen“ und machte seinen Einsatz damit auch in Deutschland bekannt. Die Süddeutsche Zeitung griff das Thema auf und berichtete über Sklavenarbeit in Brasilien.

Den Menschen näherte sich Casaldáliga stets mit Demut, er gab wenig auf Formalitäten und Äußerlichkeiten. In einfachen Jeans und Hemden, an den Füßen meist ein Paar Badelatschen, folgte er seinem Lebensmotto: „Nichts besitzen, nichts mit sich tragen, nichts verlangen, nichts verschweigen und, vor allem, nichts töten.“ (thm, nvb)



Bischof in Jeans und Flipflops: Pedro Casaldáliga brauchte für sich selbst nicht viel. Foto: R. Todd

Unten: Brandrodung in Amazonien. Foto: Jürgen Escher

Reinhören: Der Lateinamerika-Podcast mit aktuellen Themen aus Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur – auch auf Spotify und iTunes → www.blickpunkt-lateinamerika.de/podcast

- Insgesamt rechnen die Experten damit, dass die diesjährige Abholzung am Amazonas gut 28 Prozent über dem Wert von 2019 liegen wird. Auch im angrenzenden Pantanal-Sumpfbereich wüten zahlreiche Brände. Innerhalb von nur zwei Wochen brannten im Juli 60.000 Hektar Wald im Pantanal ab. Seit über zwei Monaten hat es in der Region nicht mehr geregnet. Präsident Jair Bolsonaro zweifelt die Zahlen des regierungseigenen Instituts an und spricht von einer „bösen Kampagne“ gegen ihn und die Agrarwirtschaft. Umweltminister Ricardo Salles hatte im April seine Kabinettskollegen ermahnt, die Corona-Pandemie zu nutzen, um die Umweltstandards zu schwächen. Die Presse sei von Covid-19 abgelenkt. (kna)





Geld erschafft kein Leben

UNGEWISSE ZUKUNFT FÜR DIE PATAXÓ IN BRASILIEN

TEXT: PHILIPP LICHTERBECK, FOTOS: FLORIAN KOPP

Die indigenen Völker Brasiliens stehen derzeit enorm unter Druck. Vor allem im Amazonasgebiet dringen Goldsucher und Holzfäller immer tiefer in indigene Territorien vor, roden den Wald, verseuchen die Gewässer und Böden und zerstören damit die Lebensgrundlage der Indigenen. Hinzu kommt die Gefahr, dass die Arbeiter das Coronavirus mitbringen und die Indigenen anstecken, deren Immunsystem dagegen wohl kaum eine Chance hätte. Wie existentiell die Lage für die Indigenen ist, zeigt sich am Beispiel der Pataxó.

Tãnara Eloides setzt sich einen Federschmuck auf den Kopf, streift zwei Armreifen über und legt sich eine Perlenkette um den Hals. Sie macht sich schön, denn sie hat an diesem frühen Abend ein Rendezvous. Sie verlässt ihre kleine Siedlung aus Holzhütten und läuft auf einem Pfad durch den Wald.

„DER FLUSS BRAUCHT BEISTAND“

Nach einigen Minuten gelangt die 36-jährige Frau an das Ufer des Rio Paraopeba, der über breite Felsen durch ein Tal rauscht. Mit ihm hat Eloides heute eine Verabredung. „Der Fluss ist wie ein Freund für mich“, sagt sie. „Aber er ist krank und braucht Beistand.“

Tãnara Eloides gehört zur indigenen Gruppe der Pataxó Hã-hã-hãe. Rund 200 der Ureinwohner leben seit einigen Jahren in einem Waldstück in der Nähe der Kleinstadt Brumadinho im brasilianischen Bundesstaat Minas Gerais. Ihr Dorf haben die Indigenen Naô Xohã genannt. In ihrer Sprache, dem Patxohã, bedeutet das „kämpferischer Geist“. Tãnara Eloides ist eine der Führungsfiguren im Dorf.

Von der Corona-Pandemie ist Naô Xohã bislang verschont geblieben, wie einer ihrer Anführer dieser Tage per Telefon berichtet. Er vermutet, dass es daran liegt, dass die Pataxó ihren Kontakt zur Außenwelt auf ein Minimum beschränkt haben. Sie trügen Masken und desinfizierten sich die Hände mit Alkoholgel, berichtet er.

Den Pataxó in Brumadinho geht es damit besser als anderen indigenen Gruppen in Brasilien. Offiziell gab es Mitte Juni mehr als 500 infizierte Ureinwohner und rund 100 Tote. Ihre Lage ist oft kritisch, weil die Gesundheitsstationen in der Amazonasregion weit von den Siedlungen der Indigenen entfernt liegen. Bei einigen Völkern kam es deswegen bereits zu tragischen Verlusten: Anführer und Dorfälteste starben, die die Gemeinde zusammenhielten und das alte Wissen überlieferten.

Das Virus wird häufig von illegalen Holzfällern und Goldsuchern eingeschleppt, die, ermutigt vom rechts-extremen Präsidenten Jair Bolsonaro, in die indigenen Reservate eindringen. Große Sorge herrscht daher um die isolierten Völker, also jene indigenen Gruppen, die so gut wie keinen Kontakt zur Außenwelt pflegen und tief in den Wäldern leben. Brasiliens Staatsanwaltschaft warnt bereits vor einem „Genozid“, sollte das Virus sie erreichen.

VIRUS UND VERTREIBUNG

Für die Pataxó in Naô Xohã ist die Gefahr weniger dramatisch. Allerdings sind viele der rund 30 Familien jetzt abhängig von Hilfszahlungen der Regierung sowie von Lebensmittelspenden. Zudem hat das Dorf weiterhin mit anderen großen Bedrohungen zu kämpfen.

Ursprünglich stammen die Pataxó von der Küste Brasiliens. Vor 500 Jahren war ihr Volk eines der ersten, das →

Links: Tãnara Eloides (links) und Marina Oliveira am Ufer des verseuchten Rio Paraopeba.



Traditioneller Tanz der Pataxó im Dorf Naô Xohã.

Kontakt mit den portugiesischen und holländischen Kolonisatoren hatte – worunter die Gemeinschaft der Pataxó stark litt. Bis heute kämpfen sie darum, ihre Identität und Kultur als Indigene zu bewahren.

„Wir kamen nach Minas Gerais, um der Armut und der rassistischen Diskriminierung in Bahia zu entkommen“, sagt Tãnara Eloides nach einiger Zeit am Ufer des Rio Paraopeba. „Wir wollten hier eine neue Gemeinschaft aufbauen, um in Frieden mit der Natur zu leben. Mit dem Wald und dem Fluss, unserem Verbündeten. Nun hat die Umweltkatastrophe alles zerstört, wir wissen nicht weiter.“

Am Morgen des 25. Januar 2019 ereignete sich in der Nähe des Ortes Brumadinho eine der größten Katastrophen der jüngeren Geschichte Brasiliens. Sie wirkt bis heute fort und prägt das Leben der Region. In einer Mine des Bergbaukonzerns Vale brach der Damm eines Beckens mit flüssigen Rückständen aus der Eisenerzförderung. Er war aus Profitgründen nicht richtig gesichert worden – selbst als Gutachter bereits vor seiner Instabilität gewarnt hatten, reagierten die Verantwortlichen nicht. Als der Damm barst, schossen binnen Sekunden Millionen Kubikmeter Schlamm einen Hang hinunter und wälzten sich durch ein Tal.

Die Lawine riss 270 Menschen in den Tod, fast alle waren Mitarbeiter der Mine. Sie zerstörte Häuser, Bäume und eine Eisenbahnbrücke und ergoss sich schließlich in einen Fluss, der klares und fischreiches Wasser führte: der Rio Paraopeba. Er versorgte die Menschen der Region mit Trinkwasser und diente zur Bewässerung einer kleinbäuerlichen Landwirtschaft. Das war mit einem Schlag vorbei. Der Fluss ist seither verseucht; rotbraun und schmutzig mäandert er traurig durch das Tal.

TOTE FISCH UND SCHWERMETALLE

In seinem Wasser fanden Wissenschaftler die giftigen Schwermetalle Quecksilber und Blei sowie sehr hohe Mengen an Chrom, Kupfer und Mangan. Der einst so stolze Paraopeba, dessen Name in der indigenen Tupi-Sprache „großer Strom“ bedeutet, wurde zu einer Gesundheitsgefahr. „Wir können sein Wasser nicht einmal zum Bewässern unserer Gemüsegärten benutzen“, sagt Tãnara Eloides. Stockend erzählt sie, wie sie am Tag nach der Katastrophe ans Flussufer kam und tausende Fische mit den Bäuchen nach oben auf dem Wasser treiben sah. Weinend sammelte sie die toten Fische ein, die ans Ufer geschwemmt worden waren, und begrub sie. „Früher aßen wir den Fisch zum

Frühstück mit Maniokmehl und Kaffee“, erinnert sie sich. Seit dem Dammbuch müssen die Pataxó ihre Lebensmittel im Supermarkt kaufen. Dabei stellen Jagd, Fischfang, Landwirtschaft und traditionelle Zubereitung einen wichtigen Teil ihrer Kultur dar.

Aber die Katastrophe hat noch ganz andere Folgen: Die Touristen bleiben aus. Vor dem Dammbuch besuchten jeden Monat tausende Menschen das nahe Landschaftsmuseum von Inhotim. Oft machten sie danach einen Abstecher ins Dorf der Pataxó. Dort kauften sie den handgemachten Schmuck der Indigenen. „Wir benutzten Federn, Samen, Bambus und Perlen zu seiner Fertigung“, sagt Tánara Eloides. „Das Einkommen fehlt uns heute.“

KEIN UNFALL, SONDERN VERBRECHEN

Die von Vale verursachte Katastrophe war ein Verbrechen gegen die Menschen, die Gesellschaft und gegen die Natur. Die Folgen – ob psychisch, wirtschaftlich oder ökologisch – werden noch lange nachwirken. 20 Jahre, so schätzen Experten, kann es dauern, bis sich der Rio Paraopeba vollständig regeneriert hat.



Die Pataxó sind Opfer einer mächtigen Bergbauindustrie geworden, die in ganz Brasilien mehr als 3.300 Minen, davon 160 Mega-Betriebe wie in Brumadinho, betreibt. Eines ihrer Abbauzentren ist der Bundesstaat Minas Gerais, aber in den letzten Jahren drängen die Konzerne auch immer stärker in das Amazonasgebiet vor und bedrohen damit Naturschutzgebiete sowie die Reservate der Ureinwohner. Hunderte Anträge auf Ausbeutung von Rohstoffen, wie z.B. Gold haben sie bereits bei der Regierung eingereicht.

Präsident Bolsonaro hat klargemacht, dass er sie am liebsten alle positiv bescheiden würde. Glücklicherweise entscheidet er nicht allein darüber. „Was die Öffnung Amazoniens für den Bergbau für die Indi- →

Oben: Fast ein Jahr nach der Katastrophe ist die Zerstörung durch die Schlammlawine immer noch deutlich erkennbar.

Unten: Tánara Eloides und Marina Oliveira mit dem Kunsthandwerk der Pataxó.





Oben: Das Dorf Naô Xohã am Rio Paraopeba aus der Luft.

Unten: Vor allem die jungen Pataxó-Indigenas sind den neuen Techniken gegenüber aufgeschlossen.

genen bedeuten würde, kann man bei uns sehen“, sagt Tãnara Eloides.

Der Verlust des Rio Paraopeba wiegt für die Pataxó umso schwerer, als er auch eine soziale und religiöse Funktion hatte. „Wir wuschen auf den Felsen unsere Wäsche und plauderten“, erinnert sich Tãnara Eloides. „Die Kinder und Jugendlichen spielten im Wasser.“ An seinem Ufer feierten die Pataxó ihre Rituale und tanzten. Hier beteten sie zu Gott, dem Schöpfer allen Lebens. „Unser Denken und Fühlen ist eng mit der Natur verbunden“, sagt Tãnara Eloides. „Der Fluss, der Wald, der Wind – sie lassen uns die Nähe des Allmächtigen spüren. Mit keinem Geld der Welt kann man das kaufen.“



Vale ist der drittgrößte Bergbaukonzern der Welt, er machte im Jahr 2018 einen Gewinn von fast sieben Milliarden Dollar. Aber bis heute hat er seine Schuld für den Dammbbruch von Brumadinho nicht vollständig eingestanden. Keiner der Vale-Manager ist bislang zur Verantwortung gezogen worden. Zwar laufen verschiedene Strafverfahren, aber niemand weiß, wie lange sie sich hinziehen und wie sie ausgehen werden.

EINZELN SCHWACH, ZUSAMMEN STARK

Seit der Schlamm den Fluss verseucht hat, schickt Vale einmal in der Woche rund 1.000 Plastikflaschen Trinkwasser nach Naô Xohã. Das Wasser ist zwar notwendig, aber die Flaschen sorgen für ein unübersehbares Müllproblem. Und die Wasserlieferung löst das tiefer wurzelnde Problem nicht. „Der Konzern hat die Existenzgrundlage der Pataxó zerstört“, sagt später am Abend Marina Oliveira, die in Brumadinho für die Erzdiözese von Belo Horizonte arbeitet.

Die 25-Jährige ist eine Art Repräsentantin der Opfer der Bergbaukatastrophe und führt eine lebendige Widerstandsbewegung an. „Sie hilft uns, unsere Stimmen hörbar zu machen“, sagt Tãnara Eloides über Oliveira. Die charismatische junge Frau, deren Arbeit

vom Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat unterstützt wird, leistet auch Trauerarbeit mit den Angehörigen der Opfer. „Jeder alleine für sich ist schwach“, sagt sie. „Wir sind nur stark, wenn wir zusammenstehen.“

Nach der Katastrophe kam Marina Oliveira jede Woche in das Dorf der Pataxó und hörte die Klagen der Indigenen, versuchte zu helfen und Unterstützung zu organisieren. Seit der Ankunft der Corona-Pandemie in Brasilien hält sie telefonisch Kontakt mit den Indigenen. Diese stehen vor einer wichtigen Entscheidung für die Zukunft: Sollen sie bleiben oder versuchen, an anderer Stelle ein neues Zuhause aufzubauen? Die Frage droht die Gemeinschaft zu spalten. Während die Jüngeren umziehen wollen, möchten die Älteren bleiben.

Tãnara Eloides ist eine Befürworterin des Umzugs. Auf dem Weg zurück ins Dorf berichtet sie, dass viele Pataxó Hautkrankheiten wie Ekzeme, Ausschläge und offene Wunden hätten. Auch Darmerkrankungen und Husten hätten zugenommen, viele schliefen schlecht. Eloides führt all das auf die Nähe des verseuchten Flusses zurück. Wenn er die Ufer bei Hochwasser überschwemme, bleibe hinterher eine rötliche Staub-

schicht übrig, berichtet sie auf dem Rückweg ins Dorf. „Der Wind trägt den Staub zu uns.“

WIEDER GANZ VON VORN ANFANGEN?

Die Pataxó vermuten hierin auch den Grund dafür, dass die Bäume im kleinen Wald rund um ihre Siedlung schwächer geworden seien und bei Stürmen häufiger brächen; oder dass die Tomaten in den Gemüsegärten von innen verrotteten und einige Küken krank geboren worden seien. Und dennoch geben die Pataxó nicht auf und versuchen weiterhin Getreide, Gemüse und Kräuter, wie etwa Maniok und Mais, Schnittlauch, Chili, Kohl und Kerbel für den Eigenbedarf anzubauen.

Ein Umzug wäre kein einfaches Unterfangen für die Indigenen, denn erst einmal müsste ein geeignetes Stück Land mit Wald und Fluss gefunden werden. „Sicher beginnen dann all die Kämpfe wieder von vorn“, sagt Tãnara Eloides. In Brumadinho war es beispielsweise sehr schwierig, Schulplätze für die Kinder der Pataxó zu bekommen. Dann kam der Schulbus nicht, wenn es regnete, weil die Waldstraße angeblich nicht befahrbar sei, berichtet Tãnara Eloides. →

Unten:
Marina Oliveira
mit Kindern der
Pataxó.



Tänara Eloides erreicht Naô Xohã und läuft durch das Eingangstor. Das Dorf besteht aus mehreren Dutzend verteilt stehenden Hütten, die die Indigenen an einem sanften Hang errichtet haben. Die solide gebauten Hütten bestehen aus Spanplatten, Holzpfählen und Plastikplanen. Zwischen den Bauten haben die Pataxó ihre bescheidenen Pflanzungen angelegt. Rund um



das Dorf breitet sich der Wald aus, er reicht bis zu den Gebieten, die von Vale zum Abbau von Eisenerz genutzt werden.

Eloides lebt hier in einer Rundhütte mit ihrem zweiten Mann, der nicht Indigener ist, sowie mit ihren drei Kindern und zwei Enkeln. Auch ihre Eltern haben eine Hütte im Dorf. „Ich bin froh, dass sie bei mir sind“, sagt Eloides. „Die Familie ist wichtig für uns Indigene.“ Kaum daheim, füttert Eloides die Katzen, die Hunde und mehrere Singvögel, die sie in Käfigen hält. Dann setzt sie Kaffee für den Besuch auf. Sie sagt: „Die Menschen denken, dass die Macht im Geld liege, aber Geld erschafft kein Leben. Wo ein Indigener ist, dort lebt die Natur.“

Wer Naô Xohã bei Einbruch der Dunkelheit in Richtung Brumadinho verlässt, passiert mehrere Minen des Vale-Konzerns. Lange Güterzüge rattern durch die Landschaft, die Waggons vollbeladen mit rotbraunem Abraum. Scheinwerfer erhellen die Szenerie, die Geräusche von Baggern und Kränen hallen weithin.

Der Besuch bei den Pataxó von Naô Xohã scheint nur noch ein fernes Echo aus einer verschwindenden Welt. ←

Projekt: Corona-Hilfe für die Menschen in Lateinamerika

¡Muchas gracias!

Lateinamerika hat sich zum neuen Epizentrum der Corona-Pandemie entwickelt. Täglich melden fast alle Gesundheitsbehörden der 33 Länder neue Höchststände an Infektionen und Toten. Anfang August zählte die Weltgesundheitsorganisation (WHO) knapp fünf Millionen Infektionen. Vor allem in Brasilien, aber auch in Peru, Chile und Mexiko breitet sich das Virus rasant aus.

In der Region kommen gleich mehrere Probleme zusammen, die eine starke Ausbreitung der Lungenerkrankung begünstigen. Die große Armut gepaart mit prekären und engen Wohnverhältnissen von Millionen Menschen lässt die notwendige Distanz nicht zu. Verantwortungslose Regierungen sowie schlecht ausgestattete öffentliche Gesundheitssysteme kommen hinzu. 2017 gaben die Staaten Lateinamerikas nach Berechnungen der WHO pro Kopf umgerechnet 968 Euro für Gesundheitsversorgung aus. In Europa lag diese Zahl mehr als drei Mal so hoch. Trotz steigender Infektionen steigt der Druck auf die Regierungen, die Ausgangssperren und Beschränkungen der Wirtschaft zu lockern. Vor allem die Millio-

nen Lateinamerikaner, die ohne soziale Absicherung und von dem Leben, was sie täglich erarbeiten, wollen nicht länger zuhause bleiben. „Wenn uns nicht das Virus tötet, dann der Hunger“, kritisieren die Menschen.

Adveniat hat deshalb einen Nothilfe-Fonds in Höhe von 2,5 Millionen Euro zur Verfügung gestellt, um die Menschen medizinisch, sowie mit Lebensmittel- und Hygienekits zu versorgen.

Wenn Sie den von der Corona-Krise betroffenen Menschen helfen wollen, dann füllen Sie bitte die Einzugsermächtigung auf der letzten Heftseite aus (Stichwort: Corona-Hilfe), oder überweisen Sie Ihre Spende direkt auf das Adveniat-Konto bei der Bank im Bistum Essen: IBAN DE03 3606 0295 0000 0173 45, BIC GENODED1BBE.

Weitere Infos über die Adveniat-Projekte auf www.adveniat.de

Ein bisschen mehr Demut und Respekt

Die Situation der Pataxó ist exemplarisch für die Notlage, in der sich viele indigene Völker Brasiliens derzeit befinden: Sie leiden unter verheerenden Umweltzerstörungen durch Waldrodung, Bergbau und industrielle Großprojekte, die ihnen die Lebensgrundlage rauben. Hinzu kommt jetzt auch noch die Gefahr einer Ansteckung mit dem Coronavirus, dem ihr empfindliches Immunsystem kaum Abwehrkräfte entgegenzusetzen hat. Gerade für die im Amazonasgebiet isoliert lebenden Völker könnte eine Infektion mit dem Coronavirus SARS-CoV-2 das Todesurteil bedeuten. Klemens Paffhausen, Brasilien-Referent des Lateinamerika-Hilfswerks Adveniat, erklärt im Interview mit Nicola van Bonn, was notwendig ist, um die indigenen Völker und Amazonien zu schützen – und was das mit uns zu tun hat.

Ende August hatten sich laut des kirchlichen Amazonasnetzwerks Repam (Red Eclesial Panamazónica) mehr als 47.600 Indigene aus dem Amazonasgebiet mit dem Virus infiziert, 1.556 sind in Zusammenhang mit einer Covid-19-Erkrankung gestorben. Über welche Wege ist das Virus in die entlegenen Indigenengebiete gelangt?



Foto: Martin Steffen

Die Dörfer sind ja nicht hermetisch abgeriegelt. Die Indigenen haben Kontakte, zum Beispiel zu Händlern, Holzfällern oder Goldsuchern, die in die Nähe der Dörfer kommen. Aber die Indigenen reisen auch selbst in die Stadt, besorgen Medikamente oder Lebensmittel, und bringen das Virus mit zurück in ihre Dorfgemeinschaft.

Viele Indigene sind auch in die Städte gezogen, sie wurden vertrieben oder haben nicht mehr genug Fische fangen oder Wild jagen können, um sich zu ernähren. Sie leben jetzt am Stadtrand unter prekären hygienischen Bedingungen, so dass sich das Virus schnell ausbreiten kann. Und wir wissen ja bereits seit der Kolonisierung, dass die Indigenen viel anfälliger sind für jene Viren, die hauptsächlich in der weißen Bevölkerung verbreitet sind.

Wie kann die Ausbreitung des Virus unter den Indigenen gestoppt werden?

Dazu gehört vor allem eine gute Versorgung mit Nahrungsmitteln sowie Hygieneartikeln und Medikamenten. An verabredeten Orten stellen zum Beispiel Mitarbeiter des katholischen Indigenenrats Cimi (Conselho Indigenista Missionário) Pakete ab, die sich die Menschen abholen können. Adveniat hat erst kürzlich im Zuge der Corona-Hilfen den Kauf von Lebensmittelpaketen für acht indigene Dorfgemeinschaften der Medihadeni in der Nähe von Lábrea unterstützt. Ein Teil des Geldes soll auch in Benzin investiert werden, damit die Medihadeni mit ihren Booten fischen und jagen gehen können.

Mindestens genau so schwierig ist es für die Indigenen in den Städten. Sie leben vom Straßenverkauf und als Tagelöhner. Wegen der Ausgangsbeschränkungen können sie nicht mehr arbeiten gehen und leiden Hunger. Der Erzbischof von Manaus bekam sogar einen Anruf vom Papst, der sich nach den Indigenen erkundigt hat. Um die Ausbreitung des Virus zu verhindern und die Folgen des Lockdowns zu mildern, hat Adveniat auch hier den Kauf von Lebensmitteln und Hygieneartikeln, wie Seife und Desinfektionsmittel, möglich gemacht.

Derzeit steht das geplante Freihandelsabkommen zwischen den Mercosur-Staaten und der Europäischen Union stark in der Kritik: Sinkende Zölle auf Rindfleisch und Soja könnten die Importe verstärken und damit auch die Waldvernichtung im Amazonasgebiet beschleunigen. Laut einer Studie, die im US-Wissenschaftsmagazin „Science“ veröffentlicht wurde, steht ein Fünftel der Soja- und Rindfleischimporte der

Europäischen Union aus Brasilien im Zusammenhang mit illegaler Abholzung im Amazonasgebiet und in den Cerrado-Savannen. Was fordert Adveniat?

Ja, das stimmt ohne Einschränkungen. Bei meinen letzten Reisen habe ich das mit eigenen Augen gesehen. Und auch hier hat das ökologische Folgen: Unsere mit Soja gemästeten Tiere produzieren Gülle, die unser Grundwasser belastet. Dort wird der Urwald vernichtet und hier das Grundwasser verseucht. Wir müssen wieder nachhaltige Strukturen des Wirtschaftens einführen.

Adveniat hat deshalb vor EU-Parlamentariern in Straßburg gefordert, dass Menschenrechte und Umweltnormen unbedingt Vorrang vor Investorenrechten haben müssen. Es wäre wichtig, in so einem Freihandelsabkommen entsprechende Bedingungen zu stellen, zum Beispiel dass für Soja kein Wald mehr abgeholzt werden darf.

Wissenschaftlichen Beobachtungen zufolge ist dort, wo die Indigenen leben, der Wald intakt. Was können wir von ihnen in Bezug auf den Umgang mit der Schöpfung lernen?

Die indigenen Völker leben und überleben bereits Jahrhunderte im Einklang mit der Natur. Das muss ihnen die moderne Zivilisation erst einmal nachmachen. Es ist höchst fraglich, ob wir mit unserer Art zu wirtschaften und zu leben, lange überleben werden. Gerade werden wir angesichts des Klimawandels Zeuge davon, dass sich die Natur auch rächen kann. So jedenfalls kann es nicht weitergehen. Wir müssen lernen, der Natur nur so viel zu entnehmen, wie auf natürliche Weise nachwächst. Ein bisschen mehr Demut und Respekt täten uns gut.

Black Lives Matter

BRASILILIEN: DONA ENEDINA WEHRT SICH

TEXT: PHILIPP LICHTERBECK, FOTO: FLORIAN KOPP

In anderen Ländern würde man Dona Enedina wahrscheinlich als Selfmade-Woman bezeichnen, und Landfrauenmagazine würden Reportagen über sie bringen. Eventuell würde sie sogar von Politikern eingeladen, die die erfolgreiche Landwirtin als leuchtendes Beispiel für weiblichen Unternehmergeist loben und ihre Beharrlichkeit unterstreichen würden, mit der sie sich sozusagen am eigenen Schopf aus der Armut gezogen hat.

In Brasilien erhält Enedina Souza dos Santos weniger Zuspruch. Es mag damit zu tun haben, dass die 53-jährige Afrobrasilianerin in einem Quilombo lebt, einer Siedlung von Nachkommen ehemaliger afrikanischer Sklaven. Ihre Bewohner, die Quilombolas, gelten bei konservativen Brasilianern oft als aufmüpfige Gesellen, die Großgrundbesitzern und Viehzüchtern, die ihre Macht und ihren Landbesitz auf Kosten der Allgemeinheit gern ausdehnen möchten, Steine in den Weg legen.

So ist es auch in Croatá, dem Quilombo, in dem Dona Enedina lebt. Es liegt in Nähe der Stadt Januária am Ufer des Rio São Francisco im trockenen Norden des Bundesstaats Minas Gerais. Wegen ihrer privilegierten Flusslage wird die Siedlung seit Jahren von einfluss-



Rechts: Enedina Souza dos Santos, Spitzname „guerreira“ (Kriegerin).

Unten: Dona Enedina in ihrer Küche.



reichen Viehzüchtern bedroht. Sie beanspruchen den Zugang zum Wasser und behaupten, das Land der Afrobrasilianer gehöre ihnen; Dona Enedina und die anderen Quilombolas hätten es illegal besetzt.

Tatsächlich jedoch leben die rund 25 Familien schon in der fünften Generation in Croatá. Sie sind Fischer, Kleinbauern und Vazanteiros – Menschen, die Land bearbeiten, das in der Hochwasserzeit vom Fluss überschwemmt wird und danach umso fruchtbarer ist.

Aber die Rechte der Bewohnerinnen und Bewohner von Croatá interessieren die Großgrundbesitzer nicht. Sie bezahlen Pistoleiros, um die Quilombolas einzuschüchtern, etwa indem sie mit Pickup-Trucks patrouillieren oder Drohnen über den Höfen der Bauern fliegen lassen. Weil die Viehzüchter

großen Einfluss auf die Lokalpolitik haben, sorgen sie auch dafür, dass Croatá kein fließendes Wasser, keinen Strom und keine vernünftigen Zufahrtswege bekommt.

Im Präsidentenpalast haben die Großgrundbesitzer und Viehzüchter nun einen mächtigen Verbündeten. Brasiliens rechtsextremes Staatsoberhaupt Jair Bolsonaro hat gesagt, dass unter ihm kein Zentimeter Land mehr für Quilombos zur Verfügung gestellt werde. Mehrfach hat er sich abwertend und diskriminierend über Afrobrasilianer geäußert.

Dona Enedina kann darüber nur lachen. Sie hat Wichtigeres zu tun, als sich über Bolsonaro, „diesen Clown“, aufzuregen. Sie muss arbeiten, die Schweine haben Hunger und das neu angelegte Gemüsefeld muss gepflügt werden. In der immer noch heißen Nachmittagssonne geht sie über ihren Hof zum Schweine-



Links: Dona Enedina hat eine kleine Landwirtschaft mit Gartenbau, Schweinen und Hühnern.



stall. Seit sie vor einigen Jahren eine Sau geschenkt bekam, hat sie Dutzende Ferkel großgezogen und verkauft. „Ich habe ein glückliches Händchen mit den Ferkeln“, sagt sie, während sie Futter in die Tröge der grunzenden Tiere kippt. Neben den Schweinen bevölkern Hühner den Hof. Auf einem Getreidefeld, das so groß ist wie ein halber Fußball-

platz, baut Dona Edina Mais, Bohnen und Maniok an. Manchmal fängt sie auch Fische im Fluss. „Ich bin eine Frau, die zupackt“, sagt sie. „Ich habe hier die Hosen an und niemand wird mich vertreiben.“

Unten: Dona Enedinas Gemüse- und Kräutergarten.

Auch handwerklich ist Dona Enedina begabt. Am Ufer des Rio São Francisco hat sie ein solides Haus in traditioneller Bauweise aus Holz und Lehm errichtet und es mit Tonziegeln gedeckt. Es hat eine schattige Veranda, eine Küche mit Holzfeuerherd und ein kleines Badezimmer mit Toilette. Auch eine Dusche mit Flusswasser gibt es – für Croatá fast schon ein Luxus.

Verheiratet ist Dona Enedina in dritter Ehe mit einem weißen Mann, der acht Jahre jünger ist als sie. Ihre ersten beiden Männer hat sie davongejagt, weil sie sie betrogen. Sechs Kinder hat sie großgezogen, drei leben noch bei ihr.

Als die Schweine versorgt sind, geht Dona Enedina hinüber zum Gemüse- und Kräutergarten, den sie vor kurzem in der runden Form eines Mandalas angelegt hat. Sie erklärt einem Nachbarn, der ihr heute hilft, wie er das Feld mit einem motorisierten Handpflug umgraben soll. Allerdings macht sie sich Sorgen um ihr neuestes Projekt. Es hat seit Monaten nicht mehr geregnet und die Regenwasserzisterne ist leer. „Eigentlich wäre jetzt die Zeit für die Aussaat“, erklärt sie.

Die große, runde Zisterne neben ihrem Haus hat Dona Enedina mit Hilfe der von Adveniat geförderten Fischereipastoral aus Januária gebaut. Die Fischereipastoral unterstützt die Bewohnerinnen und Bewohner der Quilombos in Croatá und dem benachbarten Caraíbas seit 2012. Insbesondere Ordensschwester Neusa Francisca de Nascimento kümmert sich intensiv um beide Gemeinden und kämpft mit ihnen gegen alle Vertreibungsversuche. Die Fischereipastoral alarmiert Anwälte und Menschenrechtsorganisationen, wenn die Bewohner bedroht werden, oder schaltet die Medien ein, um den Kampf der Quilombos öffentlich zu machen. Aber die Ordensfrauen helfen auch ganz praktisch, indem sie beispielsweise Geld für Projekte wie die Zisternen organisieren oder die Bewohner bei einer Bewerbung um ein Stipendium unterstützen. Hilfe zur Selbsthilfe, lautet das Motto.

Unten: Starke Frauen: Dona Enedina im Gespräch mit Maria das Dores Pereira da Silva (links) und Schwester Neusa (Mitte).



Rechts: Dona Enedina sammelt Brennholz für die Küche.

„Zurzeit“, berichtet Schwester Neusa einige Zeit nach dem Treffen in Croatá per Telefon, „sind wir damit beschäftigt, Masken und Alkoholgel in den Quilombos zu verteilen, damit die Menschen gegen Covid-19 gewappnet sind.“ Außerdem gebe man die Empfehlungen der Gesundheitsbehörden weiter und Sorge dafür, dass Ärzte in die Quilombos kämen. Bislang gebe es glücklicherweise aber keinen Covid-19-Fall (Stand Mitte Juni, Anm.d.Red.).

„Das schönste Geschenk, das Schwester Neusa uns gemacht hat“, sagt Dona Enedina, während sie am frühen Abend das Holz im Küchenofen anzündet, „ist, dass sie uns unsere Rechte erklärt hat. Wir wussten vorher nicht, dass wir welche haben. Ohne Neusa hätten uns die

Viehzüchter wahrscheinlich schon vor vielen Jahren vertrieben.“

Die Vorfahren von Dona Enedina waren Sklaven, sie bauten Brasiliens Paläste, schnitten das Zuckerrohr, starben in den Goldminen, kochten für die Herrschaften und zogen deren Kinder groß. Sie wurden dazu gezwungen. Niemand hat sie jemals um Verzeihung gebeten, ihnen gedankt, geschweige denn eine Entschädigung gezahlt. Dona Enedina beschwert sich nicht darüber. Sie ist stolz – auch auf das, was



sie geschafft hat. „Diese Viehzüchter mit ihren lächerlichen Pickup-Trucks können uns nicht beeindrucken“, sagt sie. Ihr neuestes Vorhaben dürfte den Großgrundbesitzern umso weniger gefallen: Dona Enedina will sich zur Stadtbeigeordneten in Januária wählen lassen. Spätestens dann wäre es an der Zeit, dass Brasilien ihr mehr Aufmerksamkeit schenkt. Denn Menschen wie sie sind das Rückgrat und die Seele dieses Landes.

Lebensgrundlage zerstört

KOLUMBIEN: EINE KLEINE GEMEINDE IM KAMPF GEGEN DEN BERGBAUKONZERN

TEXT UND FOTOS: KNUT HENKEL

El Cerrejón heißt die größte Steinkohlemine Lateinamerikas. Das 69.000 Hektar große Gelände liegt in der Guajira-Steppenwüste, im Nordosten Kolumbiens. Staub, Wasserknappheit und die Vibrationen der Sprengungen prägen den Alltag einer indigenen Wayuú-Gemeinschaft, die am Rand des Tagebaus im Dorf Provincial lebt. Ihr Aufbegehren gegen den Kohlegiganten zeigt erste Erfolge.

„Das war der Pegelstand, der früher um diese Jahreszeit normal war“, erklärt Laura Brito und deutet auf die dunkle Linie auf einem Felsen, der das Flussbett des Río Ranchería einfasst. „Die Steinkohlemine Cerrejón ist der größte Wasserkonsument der Region.“ Brito zeigt auf die riesigen Abraumhalden, die sich nur ein paar hundert Meter entfernt auftürmen und gerade wieder mit Wasser besprengt werden. „Etliche Millionen Liter sind das tagtäglich, und wir im Dorf leiden permanent unter Wassermangel“, klagt die 21-jährige Kolumbianerin. Brito lebt in Provincial, weniger als zwei Kilometer von der größten Steinkohlemine Lateinamerikas, El Cerrejón, entfernt, die von drei internationalen Bergbaukonzernen – Glencore, Anglo American und BHP Billiton – im offenen Tagebau seit Mitte der 1990er-Jahre betrieben wird. Damals wurde noch nicht direkt vor der Haustür der Familie Brito gefördert. Laura Brito hat noch erlebt, wie die Nachbarn Mangos am Río Ranchería ernteten, gesehen, dass am bewaldeten Flusslauf Leguane in der Sonne dösten sowie Wild und Vögel zum Trinken kamen. Das ist vorbei, seit die Mine immer näher gerückt ist. Ein paar Ziegen und Rinder sind geblieben und auch denen gehe es nicht gut, erzählen die Viehhalter im Dorf. Das Wasser des Flusses sei kontaminiert, sagen sie – vom Kohlenstaub und vom Abwasser der Mine.

Das ist keine Vermutung, sondern eine Tatsache, wie am 16. Dezember 2019 auch das Verfassungsgericht Kolumbiens auf Basis mehrerer Gutachten feststellte. Wegen der immensen Umwelt- und Gesundheitsschäden hatten zwei Frauen aus der Gemeinde Provincial, Mary Luz Uriana und Yasmina Uriana, auf Schließung der Mine geklagt.



Ganz so weit sind die Richter nicht gegangen. Sie verurteilten das Bergbauunternehmen jedoch dazu, mehr für den Schutz der umliegenden indigenen Wayuú-Gemeinden zu tun. Rund 300.000 Angehörige zählt das Volk, das fast ausschließlich im Verwaltungsdistrikt La Guajira lebt. Dort ist die Mine zum wichtigsten ökonomischen Faktor geworden und extrem einflussreich. Umso wichtiger sei der Etappenerfolg vor Gericht, meint Rosa María Mateus, die Anwältin von Provincial. Erstmals sei juristisch anerkannt worden, dass die Mine die Lebensbedingungen einer Gemeinde spürbar ver-

Laura Brito will sich nicht mit Versprechungen abspeisen lassen.



schlechtert habe. „Bisher hat das Unternehmen die negativen Folgen des Bergbaus für die Bevölkerung immer bestritten. Nun muss es Missstände korrigieren. Und auch den Aktionären muss das Unternehmen das Urteil in Übersetzung vorlegen“, sagt Rosa María Mateus.

IGNORANZ DES STAATES

Für die Mine El Cerrejón, die im letzten Jahr 26,3 Millionen Tonnen Steinkohle nach Europa, Asi-

einiger Wayuú-Gemeinden in der Nähe der Mine dargestellt, wie auch die Beratung von Dorfgemeinschaften bei der Vermarktung von Kunsthandwerk, bei der Viehzucht und Landwirtschaft unter den schwierigen Bedingungen der wasserarmen Gegend. Das bestreitet auch Jakeline Romero Epiayu, die Direktorin der Frauenorganisation Fuerza de Mujeres Wayuú, nicht, die sich für die Rechte der lokalen Bevölkerung engagiert und in der Provinzhauptstadt Barrancas ihr Büro hat. „Cerrejón tut etwas, allerdings nur für einige wenige Gemeinden.



Noch bis vor wenigen Jahren lieferte Kolumbien rund zehn Millionen Tonnen Kohle nach Deutschland.

en und in den Mittelmeerraum exportierte, ist das ein unbequemes Urteil, weil es am Image der gigantischen, sich über 69.000 Hektar erstreckenden Mine rüttelt – zumal sich die Betreiberfirma gern als verantwortlich handelndes Unternehmen präsentiert. Minería responsable („verantwortungsvoller Bergbau“) steht unter ihrem Logo. Das prangt u.a. auf einem riesigen Kipplaster am Eingang der Mine. Doch trotz vorheriger Anmeldung und obwohl das Unternehmen laut der eigenen Homepage Besuche in der Mine durchaus gestattet, verhält sich das Sicherheitspersonal an der Pforte abweisend. „Derzeit sind die Besuche ausgesetzt“, hieß es Mitte Februar knapp und daran änderte auch ein Anruf beim Vorgesetzten nichts.

In den aufwendig gestalteten Nachhaltigkeitsberichten wird die Belieferung mit Trinkwasser

Diese Hilfe stellt sie ins Schaufenster des World Wide Web“, kritisiert sie.

Doch das Hochglanzbild des Bergbaukonzerns bekommt Risse beim Besuch von Gemeinden wie Provincial. Dort leben die Menschen mit den *Vibraciones*, den Erschütterungen, die von den Sprengungen herrühren und die zum Dorfalltag gehören. Täglich werde mehrmals gesprengt. „Ich bin schon nachts aus dem Bett gefallen, weil die Erschütterungen den Untergrund zum Beben bringen. Der feine Staub setzt sich nicht nur an unseren Häusern fest, er dringt auch in sie ein“, klagt Laura Brito, die sich auch um die Gesundheit ihres vierjährigen Kindes sorgt. Der feine Staub führt dazu, dass Atemwegs-, Augen- aber auch Hauterkrankungen in Provincial häufiger auftreten. Es gibt Gutachten, die das belegen. „Mit der Mine haben wir hier



keine Perspektive“, sagt Carmen Rosa Uriana, eine der Sprecherinnen des Dorfes. „Trotz des positiven Urteils des Verfassungsgerichts hat sich nichts geändert. Die staatlichen Behörden sind genauso wenig aufgetaucht wie die Verantwortlichen der Mine. Erst das Corona-Virus hat die Mine ab März zum Stillstand gebracht“, sagt sie.

Das waren zwei Monate, in der die Bewohner trotz der Pandemie erstmals wieder durchatmen konnten. „In dieser Zeit haben weniger Kinder unter Atemwegsinfekten gelitten, und auch Wildtiere konnten wir wieder nahe des Flusses beobachten“, erzählt Laura Brito Mitte Juni am Rande eines Koordinierungstreffens in Provincial per Telefon. Sie ist überzeugt davon, dass die Schließung der Mine die einzige Möglichkeit für das Überleben des Dorfes ist.

EIN FALL FÜR DIE VEREINTEN NATIONEN?

Davon will das Konsortium hinter der Mine jedoch nichts wissen. Es hat Berufung gegen das Urteil eingelegt. Die Pressesprecherin der Mine, Susana Loaiza, betont, dass sich Cerrejón an die kolumbianischen Gesetze halte und den Gemeinden im Umfeld der Mine helfe. „Pro Woche liefern wir 36.000 Liter Trinkwasser an das Dorf Provincial, wir unterstützen den Bau neuer Brunnen, neue Landwirtschaftsprojekte, wie den Kauf von Saatgut, Vieh und Werkzeugen.“ Das Unternehmen sei das erste, welches sich um die Nöte der Gemeinden im Umfeld der Mine kümmere, schreibt die Pressesprecherin in ihrer Antwort auf eine detaillierte Anfrage.

Für Brito ist das kein Argument: „Der Bergbau hat unsere Lebensgrundlage zerstört, unsere Nahrungsmittelsouveränität untergraben und uns krankgemacht. Heute sind wir abhängig von den Trinkwasser-Tankwagen des Konzerns“, sagt sie aufgebracht. Sie wolle nicht wie andere emigrieren, sondern, dass sich die Natur erhole, sagt sie. Deshalb engagiert sie sich mit ihrem Bruder und anderen Aktivisten aus dem Dorf, macht international auf die Situation in Provincial aufmerksam und hakt bei Gericht nach. Anwältin Rosa María Mateus hat die Mahnung zur Umsetzung des Verfassungsgerichtsurteils schon auf den Weg gebracht und ein Beschwerdeschreiben an die Vereinten Nationen in Auftrag gegeben. „Wir wollen noch einmal detailliert aus Umwelt- und aus Kinderrechtsperspektive darstellen, welche Auswirkungen der Kohlebergbau der Mine Cerrejón hat.“ Beide Schriftstücke sollen dem UN-Sonderberichterstatter für Umwelt zugestellt werden. Für Brito ist das ein Hoffungsschimmer. „Da wir auf nationaler Ebene nicht

Viehzucht wird immer schwieriger, weil der Bergbau das meiste Wasser für sich beansprucht.

Kohle aus Kolumbien in Deutschland

Deutschland gehörte mehrere Jahre zu den wichtigen Importeuren kolumbianischer Steinkohle aus La Guajira und anderen Regionen. Nach Angaben des Statistischen Bundesamts waren es vor sechs Jahren noch rund zehn Millionen Tonnen. Seitdem sind die Importe auf etwa 1,5 bis 2 Millionen Tonnen des Brennstoffs, der in Kraftwerken verstromt wird, gesunken. Dazu haben auch Kampagnen von Nichtregierungsorganisationen wie Urgewald e. V. und anderen kritischen Netzwerken beigetragen. Der Energiekonzern Vattenfall beispielsweise importiert nach eigenen Angaben keine kolumbianische Kohle mehr, andere Konzerne, wie Steag, E.ON und RWE, importieren weiterhin auf niedrigerem Niveau, halten aber unter Verschluss, aus welchen Minen sie die Kohle beziehen. Daher ist es wahrscheinlich, aber nicht exakt zu belegen, dass auch im kürzlich ans Netz gegangenen Steinkohlekraftwerk Datteln IV Kohle aus Kolumbien verstromt wird. Eine Mitverantwortung für die Arbeitsbedingungen und Umweltstandards in und um die Abbaubetriebe leugnen die Importeure nicht (mehr), doch Konsequenzen folgen selten.

weiterkommen, müssen wir international Hilfe suchen. Wir haben alle Instanzen hinter uns“, sagt sie und blickt nachdenklich zum Horizont. Dort ist ein feiner nebelartiger Schleier zu sehen. Kohlenstaub. ←

Die guten Bohnen gehen nach Deutschland

FAIRE PREISE FÜR BIO-KAFFEE AUS HONDURAS

TEXT: CHRISTINA WEISE, FOTOS: JÜRGEN ESCHER

Latte macchiato, Flat White, Iced Cappuccino – Kaffee ist längst zum Lifestyleprodukt geworden. Dennoch blicken viele Kaffeebauern angesichts von Klimawandel und schwankenden Marktpreisen mit Sorgen in die Zukunft. Esmerin Hernando Enamorado kann dank fairer Preise mit einem kleinen Kaffeefeld in Honduras überleben.



Esmerin Enamorado überwacht die Röstung des Kaffees.

Er kann sich glücklich schätzen und das tut er auch. Esmerin Hernando Enamorado lebt mitten in den Montecillo-Bergen im Nordwesten Honduras. Von oben sieht diese Landschaft aus, als hätte sich ein samtig-grüner Teppich über die Berge gelegt. Das Klima ist gemäßigt und im Vergleich zum Tiefland angenehm kühl, die Luft ist rein, der Boden locker. Das ist gut für die Kaffeepflanzen, die Esmerin am Hang des Pico Maroncho, des zweithöchsten Berges des Landes, anbaut und gerade kontrolliert. Ist der Boden nicht zu trocken und nicht zu feucht? Gibt es Spuren von Pilzen oder Ungeziefer? Welche Farbe haben die Kaffeekirschen? Er schreitet durch die Reihen der Pflanzen und untersucht Boden, Blätter und Früchte. Seit 25 Jahren baut Esmerin hier Bio-Kaffee an. Sein Kaffeefeld ist keine große Plantage, aber die

Ernte ist ertragreich. „Seit einem Jahr kann ich sogar davon leben“, sagt er und schiebt sich den beigen Hut mit der breiten Krempe aus der Stirn. „Aber auch, weil ich noch Gemüse anbaue: Avocados, Kartoffeln, Bohnen und ein paar Bananen. Kaffee ist ja ein Saisonprodukt.“

Seine Gemüsefelder liegen am Hang des 2.744 Meter hohen Bergs. Die fruchtbaren Felder hat er von seinem Vater geerbt, der sie wiederum von seinem Vater übernahm. Esmerin lebt mit seiner Familie in San Luis Planes – dem Dorf, in dem sich seine Großeltern niederließen, als die Region noch kaum besiedelt war. Heute zieht sie viele Menschen an – sowohl als Wohnort als auch als Ausflugsziel. Der Nationalpark Santa Bárbara, dessen Grenze sich neben Esmerins Feldern

entlangzieht, zählt 70 verschiedene Farn- und 90 Orchideenarten, mehr als 50 Prozent aller Vogelarten des Landes leben hier. Die Hauptwasserquelle der Region ist der Lago de Yojoa, der größte Binnensee von Honduras, der nur knapp außerhalb des Nationalparks liegt und ein Anziehungspunkt für Touristen ist.

ZUKUNFTSSORGEN

„Durch das neblig-kühle Klima und den nahegelegenen See haben wir noch nicht mit Wasserknappheit zu kämpfen, wie viele andere Regionen des Landes, aber wir blicken mit Sorgen in die Zukunft“, erklärt Esmerin und deutet auf den Wald am Ende seines Feldes. „Das da ist zwar ein Nationalpark, aber niemand hält sich daran und es gibt zu wenige Kontrollen.“ In den Bergen wird der Wald gerodet und Bergbau betrieben. Der Pegel des Sees sinkt Jahr für Jahr. „Es regnet auch weniger, und in der Trockenzeit sind die Reserven immer früher aufgebraucht.“ Dafür eine Lösung zu finden, erscheint ihm unmöglich. „Es gibt verschiedene Organisationen, die sich engagieren, und natürlich auch wir Anwohner und Kleinbauern, aber die Regierung rührt sich einfach nicht. Es ist wie ein Kampf gegen Windmühlen.“



Aber nicht nur wegen des Wassers sorgt sich Esmerin. Kaffee reagiert empfindlich auf Temperaturveränderungen. Noch sind seine Pflanzen am Berghang zwar sicher, sollten die Temperaturen aber weiter steigen, müssten die Felder in höhere Lagen verlegt werden. Dort ist aber kein fruchtbares Land verfügbar. Viele Kaffeebauern in Honduras mussten wegen anhaltender Dürre und Hitze bereits aufgeben. Einige von ihnen suchen heute ihr Glück in den USA. Ein

weiterer Grund, der zahlreiche Kaffeebauern zur Aufgabe zwang, ist der stark gesunkene Marktpreis für Kaffee, der zeitweise sogar unter den Produktionskosten lag. Um 67 Prozent brach der Preis zwischen dem Allzeithoch 2011 und Mai 2019 ein.

Mittlerweile ist der Preis etwas gestiegen und lag Ende Januar 2020 bei 132,5 Cent pro Pfund. Damit ist Kaffee immer noch eher günstig, aber die Bauern können hoffen. Esmerin hat mit seiner Familienproduktion sogar Grund zum Strahlen. Im Mai 2019 erreichte er mit seinem Bio-Kaffee den zweiten Platz beim Qualitätswettbewerb „Oro de Santa Bárbara“. Eine deutsche Kaffeerösterei wurde dadurch auf ihn aufmerksam und vertreibt seitdem seinen Bio-Kaffee unter dem Namen „Don Esmerin“. Aus Honduras bezieht Deutschland nach Brasilien und Vietnam den meisten Kaffee.

GLÜCKSGEFÜHLE

„Normalerweise verkaufe ich meinen Kaffee hier auf dem lokalen Markt. Ich produziere eigentlich zu wenig, um zu exportieren und auf dem freien Markt zu überleben“, erklärt Esmerin. Aber immer mehr junge Importeure setzen auf spezielle Sorten, möchten die Herkunft der Bohnen und die Kaffeebauern kennen. Es werden persönliche Beziehungen aufgebaut und viele handeln direkt vor Ort einen Preis aus, der sich weniger nach dem Börsenpreis als nach den Kosten und Margen richtet. Esmerin wurde ein Preis angeboten, den er einfach nicht ausschlagen konnte: „Sie zahlen mir zehn Dollar pro Kilo.“ Normalerweise verkauft er den Kaffee für 30 Lempira, also umgerechnet einen Euro, pro Pfund auf dem Wochenmarkt. „Mehr kann ich von den Menschen hier nicht verlangen. Wir sind alle nicht reich, eher im Gegenteil.“

Esmerin hat eine große Familie mit vielen Geschwistern, Tanten, Onkeln, Cousinen und Cousins. Einige von ihnen arbeiten mit ihm in der Landwirtschaft. 72 Stunden werden die Kaffeekirschen fermentiert, danach gewaschen und von der Sonne getrocknet – auf hellen Holztischen in Esmerins Garten. Daneben steht ein kleiner Schuppen. Beim Eintreten strömt einem ein herrlicher Kaffeeduft in die Nase. Esmerins Mitarbeiter Juan röstet, mahlt und verpackt gerade den Bio-Kaffee und trennt dabei die Kaffeepakete in zwei Stapel. Esmerin erklärt: „Die hier verkaufe ich auf dem Markt in Santa Bárbara.“ Das ist die größte Stadt in der gleichnamigen Region. „Aber nicht die guten Bohnen, die gehen nach Deutschland.“

Links:
Straßenszene
in San Luis
Planes.

ADVENIAT-WEIHNACHTSAKTION 2020

ÜberLeben auf dem Land

Unter dem Motto „ÜberLeben auf dem Land“ rückt das Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat mit seiner diesjährigen Weihnachtsaktion die Sorgen und Nöte der Landbevölkerung in den Fokus. Trotz anhaltender Landflucht lebt immer noch jeder Fünfte in Lateinamerika und der Karibik auf dem Land. Das bedeutet häufig auch, abgehängt und ausgeschlossen zu sein. Wer auf dem Land geboren wird, ist dreimal häufiger von Armut betroffen als eine Person, die in der Stadt zur Welt kommt. Die Gesundheitsstationen in ländlichen Regionen sind oft unzureichend aus-

gestattet, es gibt dort kaum Diagnosemöglichkeiten, Medikamente und Fachpersonal. Auch deshalb trifft die Corona-Pandemie die Landbevölkerung in Lateinamerika besonders hart. Hinzu kommt, dass viele Menschen aufgrund von Unter- und Mangelernährung sowie weit verbreiteter chronischer Infektionskrankheiten keine gut funktionierende Immunabwehr besitzen.

Adveniat setzt sich mit seinen Aktionspartnern vor Ort für die Rechte und für bessere Lebensbedingungen von Menschen auf dem Land ein: Bischof Bahlmann



Im Quilombo
Caraiabas in Minas
Gerais, Brasilien.
Foto: Florian Kopp



stärkt im brasilianischen Amazonasgebiet die seelsorgerische und gesundheitliche Versorgung der Menschen. Schwester Neusa do Nascimento verteidigt die Menschen am Rio São Francisco gegen Viehzüchter, die ihnen das Land streitig machen. Der Techniker und Priester Padre Lucas Gabriel Galante errichtet Solaranlagen in entlegenen Dörfern Argentiniens. Die Sozialarbeiterin Marina Oliveira und der Franziskaner Frei Rodrigo organisieren den Widerstand der Landbevölkerung gegen die Macht der Bergbaukonzerne. Der Journalist und Priester Ismael Moreno Coto und die Seelsorgerin Iris Argüello kämpfen in Honduras gegen Korruption und für soziale Gerechtigkeit.

Die Eröffnung der bundesweiten Adveniat-Weihnachtsaktion findet am 1. Advent, am 29. November 2020, im Bistum Würzburg statt. Wegen der Corona-Pandemie sind in diesem Jahr viele Materialien zur Aktion, wie etwa Videos, Reportagen und Bilder, schon vorab online abrufbar. Die Gemeinden sind aufgerufen, die Spendentüten über die Pfarrbriefe zu verteilen und die Weihnachtskollekte durch Online-Spenden zu unterstützen. Alle Infos zur Aktion unter → www.adveniat.de/weihnachtsaktion

SPENDEN-CHALLENGE FÜR ADVENIAT

175 Stunden Sport für den guten Zweck

DJK-Challenge: Jetzt mitmachen!

Wer sammelt bis Dezember 2020 den höchsten Betrag und gewinnt die Challenge? Wer teilnehmen will, meldet sich unter veranstaltungen@djk.de an. Alle Infos und News zur Challenge gibt es unter [→ www.djk.de/challenge](http://www.djk.de/challenge)



Sportlich aktiv für die Menschen in Paraguay: Andreas Strüder. Foto: Mareille Landau

175 Stunden Sport: Das ist das Ziel, das Andreas Strüder sich bis Ende des Jahres gesetzt hat: Mit Tennis, Tischtennis, Laufen und Radfahren sammelt er Spenden für Adveniat. Denn 175 Stunden sind 10.500 Minuten. Und rund 10.500 Kilometer sind es von seiner Heimatstadt Bochum bis ins lateinamerikanische Paraguay, das Land, in dem die Spenden der Challenge Gutes bewirken sollen.

Die Sozialpastoral in der Hauptstadt Asunción unterstützt dort Menschen in Armenvierteln vor allem mit Lebensmitteln und Hygienekits oder warmen Mahlzeiten.

RADFAHREN, LAUFEN, TENNIS UND TISCHTENNIS

„Corona verändert gerade ganz viel bei uns, wir dürfen aber die Menschen in Südamerika nicht vergessen, die besonders von der Krise betroffen sind“, sagt Strüder, geistlicher Beirat des DJK-Sportverbands im Bistum Essen. Seit rund 30 Jahren joggt der Pastoralreferent regelmäßig, am liebsten in Bochum am Kemnader See oder im Weitmarder Holz. Weil es wegen der Corona-Krise aktuell keine klassischen Laufevents gibt, macht Strüder bei virtuellen

Wettkämpfen mit: Zuletzt lief er beim Mittsommerlauf ab Sonnenaufgang zehn Kilometer – auf der Strecke allein und doch gleichzeitig mit hunderten anderen Sportlern.

Mit dem Rad ist der 47-Jährige im ganzen Ruhrgebiet unterwegs sowie einmal im Jahr mit der Radsportgruppe „Altfried Fighter“ des Bistums Essen am Nürburgring. Tennis spielt er gelegentlich mit einer Freundin und in einem Essener DJK-Verein schlägt er einmal pro Woche Tischtennisbälle über die Platte.

5.000 EURO ALS GEMEINSAMES ZIEL

Pro Sportstunde geht ein vorher festgelegter Betrag seiner Sponsoren in die Spendenkasse. Auch Stephanie Hofschlaeger, Generalsekretärin des DJK, und DJK-Bundessportarzt Jürgen Fritsch treten mit ihren eigenen Ideen in der Spenden-Challenge „Sein Bestes geben“ an.

Das DJK-Team freut sich über weitere Mitstreiter. Am Jahresende wird Bilanz gezogen: Wer die meisten Spenden erreicht, gewinnt. 5.000 Euro haben sich die Sportler als gemeinsames Spendenziel zugunsten des Adveniat-Projekts in Asunción gesetzt.

Bischöfliche Aktion Adveniat e.V., Postfach 10 01 52, 45001 Essen
PVSt, Deutsche Post AG, Entgelt bezahlt, K 52635

„Jeder alleine für sich ist
schwach. Wir sind nur stark,
wenn wir zusammenstehen.“

Marina Oliveira aus Brumadinho, Brasilien



adveniat
für die Menschen
in Lateinamerika